



Bromberg, Sonntag, den 14. Juli.

—> Ständchen. <—

Ueberstrenge, Stolze, Schlimme,
 Dulde, dulde meine Nähe —
 Ob auch Deine Liebe tot.
 Daß ich nur Dein Antlitz sähe,
 Wieder mir, wie sonst geschähe,
 Da mir Deine liebe Stimme
 Gute Nacht und Morgen bot.

Sieh', ich will ja stumm es tragen,
 Nimmer aus in Klagen brechen
 Ueber meine Herzenspein.
 Nicht ein Wörtlein will ich sagen,
 Nicht ein Händedrücker wagen —
 Nur Dich sehen, hören sprechen,
 Nur in Deiner Nähe sein!

Georg Böttcher.

—> Das Geheimnis von Zambo. <—

Novelle von B. Milár Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nach einer kleinen Pause fuhr Frau Elsa fort: „Ich habe die Geschichte mehr als einem erzählt, und die Leute sagten, daß es ein Skandal ist, daß so etwas passieren kann. Und Müller, was unser Bizehirt ist — ein ausgedienter Schutzmann — der setzte mir auseinander, daß ich der Sache gerichtlich beikommen könnte. Sie müssen die in der Bel-Etage auf Geschäftsbeschädigung verklagen, meinte er, das Gerenne da hinauf paßt mir überhaupt schon lange nicht mehr — und dabei auch noch filzig — zu Neujahr einen lumpigen Thaler, was ich von der vierten kriege. Das war nu Wasser auf meine Mühle. Geschieht Ihnen ganz recht, sage ich nun wieder, bei uns in Berlin kann ja nichts weit genug herkommen; je dunkler die Gegend, desto feiner die Leute. Da fragt niemand, woher ein alleinstehendes Mädchen, das sich für 'ne Gold- und Gobelinsticklerin ausgiebt, die Miete hernimmt für 'ne Bel-Etage nach vorn heraus. Was unsereins ist, der opfert seine besten Sachen

für die Chambregarnisten und ist froh, wenn ihm die dunkle Berliner Stube bleibt. Aber das macht nichts; mit 'nem guten Gewissen kann man's auch so aushalten, und ich möchte nicht wissen, um welchen Preis gewisse Leute so fein nach vorn hinaus wohnen können. Ich sage immer zu meiner Klara...“ Ein energisches „Halt!“ vom Richtertisch aus unterbrach den schier endlosen Wortschwall, und Zubiza, deren Augen bei den nur zu verständlichen Anspielungen zornig aufgeleuchtet, sandte Herrn Hagen einen Blick zu, der deutlich die Bitte aussprach: „Gieb mir Gelegenheit, diese empörenden Verdächtigungen zurückzuweisen.“ Der Amtsrichter verstand sie wohl und eine innere Stimme sagte dem gewiegten Menschenkenner, daß die häßlichen Andeutungen der Klägerin diesem jungen Mädchen gegenüber sich schwerlich würden rechtfertigen lassen. In durchaus nicht freundlichem Ton richtete er daher an Elsa Schulze die Frage: „Wissen Sie auch, daß Sie soeben ehrverletzende Verdächtigungen gegen Fräulein von Radovanowits ausges-“



Allein gerettet. Nach dem Gemälde von M. Lebling.

sprochen haben? Verdächtigungen, die, falls Sie dieselben nicht begründen, Ihnen selber eine Klage zuziehen können? Ich, der Richter, frage Sie jetzt: Haben Sie irgend einen bestimmten Anhalt für die Vermutung, daß Fräulein von Radobanovits die Miete ihrer Bel-Stage aus Mitteln bestritt, die keinen ganz lauteren Ursprung haben?"

Die im Grunde nicht bössartige Frau geriet in äußerster Verlegenheit; sie fühlte, daß sie mehr gesprochen hatte, als sie beantworten konnte, und fand in ihrer Hilflosigkeit keine Antwort auf die an sie gerichtete Frage. Erst auf ein ungeduldiges: „Nun?" — des Richters brachte sie ängstlich stotternd hervor: „Ich weiß nicht — ich wollte nichts Böses sagen — ich meinte nur so im Allgemeinen.“

Hagens Stirn umwölkte sich drohend. „Sehen Sie nun, wohin Ihre Lasterzunge Sie führt?" rief er zornig. „Aber vielleicht wünscht Fräulein von Radobanovits selbst, das scheinbare Rätsel zu lösen.“ fuhr er mit einer leichten Neigung des Hauptes gegen Ljubitzka fort.

Diese schien einige Augenblicke mit sich zu kämpfen, ob es sich der Mühe lohne, noch ein Wort zu ihrer Rechtfertigung zu verlieren; als sie aber des Richters freundlichen Blick erwartungsvoll auf sich ruhen sah, drängte es sie unwillkürlich, ihm Rede zu stehen. Mit leiser Stimme, als gelte Das, was sie zu sagen hatte, ihm allein, sprach sie: „Wie sich dokumentarisch nachweisen läßt, besitze ich eine Jahresrente von etwa fünftausend Mark, mit der ich als alleinstehende Dame, wie Sie zugeben werden, überall bequem leben kann. Wenn ich meine Fertigkeit in Handarbeiten geschäftsmäßig ausbeute, so geschieht dies, teils um mir einen Lebenszweck zu schaffen, teils um mit dem Erworbenen mir selbst und andern das Dasein angenehmer zu gestalten.“

Sie zog ein elegantes Notizbuch hervor, entnahm ihm einige Adressen und dieselben auf den Richtertisch legend, schloß sie: „Diese Firmen können Ihnen sowohl über meine Person als über meine Thätigkeit genügenden Aufschluß geben.“

Während Ljubitzka zurücktrat, fuhr Herr Hagen einige Male sinnend mit den Fingerpitzen über die Karten. Die Verhandlung geriet ins Stocken, es schien, als habe der Richter den Faden verloren. Endlich begann er wieder: „So, Frau Schulze, nun sind Sie wohl über die Existenz des Fräuleins von Radobanovits im Klaren?"

Frau Elsa senkte beschämt den Kopf und schwieg.

Im weiteren Verlauf stellte sich heraus, daß Ljubitzka weder die Klägerin noch deren Verhältnisse kannte, daß also von einer auf Elsa Schulze gemünzten Warnung nicht die Rede sein konnte. Und so mußte letztere den Schmerz über sich ergehen lassen, die Angeklagte freigesprochen und sich selbst in die Kosten der Verhandlung verurteilt zu sehen.

Vollständig geknickt lehnte sie dem Schauplatz ihrer Niederlage den Rücken und zu ihren draußen harrenden Freundinnen zurück, die auf den ersten Blick sahen, wie es um Frau Elsas Sache stand. Viel Mitleid wurde ihr nicht entgegengebracht und von einer der Frauen über den Ausgang befragt, wußte sie nichts Anderes zu erwidern als: „Goit — so'n Richter ist auch nur ein Mann!" —

Ljubitzka verließ, trotz ihrer Freisprechung, mit sehr gemischten Empfindungen den Gerichtssaal. Auf die Straße tretend, überkam sie, wie so manches Mal, das schmerzliche Gefühl gesellschaftlicher Vereinsamung. Sie hatte niemanden, mit dem sie so recht Freud und Leid teilen konnte — ohne Schutz, ohne wahre Freunde ging sie durchs Leben. Der eben erlebte Vorfall zeigte ihr nur zu deutlich, wie sie auch in tiefer Zurückgezogenheit und frei von jeder Schuld nicht dagegen geschützt war, in demütigender Weise der Doffentlichkeit preisgegeben zu werden. Dabei mußte sie aber auch jenes Mannes gedenken, der sich ihrer im Gerichtssaal so warm angenommen, in dessen Worten und Blick etwas lag, das sie wie ein Hauch wahrer Teilnahme berührte.

Oder sollte es mehr als Teilnahme gewesen sein? — Wie ein flüchtiger Sonnenstrahl huschte es über ihre schönen Züge, aber schon im nächsten Augenblick nahmen dieselben wieder den gewohnten, träumerisch ernsten Ausdruck an; sie sandte noch einen letzten Blick dem eben verlassenen Gebäude zu und ging dann nachdenklich ihres Weges.

Oswald Reinecke lenkte in heiterster Laune seine Schritte nach einem in der Nähe befindlichen Cafe, wo seine Freunde ihn erwarteten. Unterwegs malte er sich so lebhaft aus, wie er ihnen die schnurrigen Reden der Frau Elsa Schulze zum Besten geben wollte, daß er plötzlich hell auflachen mußte; da stieg es heiß in ihm auf, und eine innere Stimme flüsterte ihm zu: „Aber es ist doch ihre Mutter — Klaras Mutter — Oswald, verzichte auf den Spaß!"

Währenddessen hatte der Amtsrichter sich in eine Droschke geworfen und sog in langen Zügen die warme, reine Frühlingsluft ein, die den wohlthuendsten Gegensatz zu der fragwürdigen Atmosphäre bildete, in der er stundenlang atmen mußte. Mit

eigentümlichem Lächeln steckte er Ljubitzkas Firmenadressen in seine Visittaschentafel und vergegenwärtigte sich dabei noch einmal das Bild dieser anziehenden, interessanten Erscheinung; dann aber nahmen seine Gedanken eine andere Richtung; sie führten ihm ein rosiges lächelndes Kinder Gesicht vor, das kaum siebzehn Sommer zählende Töchterlein seines besten Jugendfreundes, das es dem bisher so standhaften Hagestolz urplötzlich angethan.

Ihr Silberfäden an den Schläfen, glänzt nicht so verräterisch im Sonnenlicht! Des Mädchleins blaue Augen sehen scharf, es könnte ihm zur Unzeit einfallen, daß Adolf Hagen ja — Pappas ältester Freund ist! —

Oswald stand am Geländer des Schiffahrtskanals und sah dem mühseligen Vorwärtsschreiten eines tiefgehenden, mit Ziegelsteinen belasteten Spreckahns zu. Er hätte kein Kind unserer Zeit sein dürfen, um durch diesen Anblick nicht zur Betrachtung über die ungleiche Güterverteilung in der Welt zu gelangen. Was hatte der Mensch, der dort am schmalen Schiffstrand, tief gebückt, unter harter Arbeit keuchend, hin- und herschritt, dem Zugtier voraus, das, ins Joch gespannt, die gleiche Last fortbewegt? Und er dagegen! Unwillkürlich ergriff ihn ein Dankgefühl gegen das Schicksal, eine selten empfundene Zufriedenheit mit seinem Los, als er mitteilidig dem armen, im Schweiß seines Angesichts sich abmühenden Paria zusah.

Von der neuen Kreuzkirche ertönten drei Schläge. Er richtete sich überrascht auf, und seine Uhr ziehend, sagte er ärgerlich: „Natürlich, sie hat wieder einmal den Renntoller — nun kann ich noch eine Viertelstunde lang warten.“

Um die Zeit auszufüllen, setzte er sich in Bewegung und ging den Kanal entlang eine kurze Strecke auf und ab. Währenddessen legte er sich eine schöne Anrede zurecht, die er halten wollte, wenn die von ihm Erwartete aus dem Thor des vor ihm liegenden mächtigen roten Gebäudes treten werde. In dieser Anrede sollte der Zufall eine hervorragende Rolle spielen, denn selbstverständlich — nur ein Zufall durfte ihn mit Fräulein Klara Schulze wieder zusammenführen.

Mehr als gründlich abfallen kann man nicht, sagte er sich beruhigend, denn wie kühl er die Begegnung mit seiner früheren Hausgenossin aufzufassen auch bemüht war, eine gewisse Beklemmung fühlte er doch, wenngleich er sich dieselbe nicht eingestehen mochte.

Den Teufel auch! Als ob etwas dabei wäre, ein junges Mädchen, das man längere Zeit nicht gesehen hat, mit ein paar höflichen Worten anzusprechen!

So mit sich selbst in Anspruch genommen, überhörte er glücklich den Stundenschlag der Turmuhr und schrak freudig zusammen, als sich plötzlich das Thor des Schulgebäudes weit öffnete und hinter einer lachenden, lärmenden Mädchenschar auch die von ihm so lebhaft Erwartete sichtbar wurde, nur leider nicht, wie er gehofft, allein, sondern in Gesellschaft mehrerer Kolleginnen. Seine Ungeduld sollte indessen auf keine zu harte Probe gestellt werden, denn nachdem die jungen Damen noch einige Worte über das herrliche Frühlingswetter, über die kaum mehr zu bewältigenden Schulhefte und ähnliche nahegelegende Sorgen getauscht hatten, bogen zwei derselben nach links, und Klara — die Heizerlehnte, allein nach rechts ab. Das galt ihm für einen Wink des Schicksals; er rückte seinen Hut zurecht, lief, wie in höchster Eile, ihr entgegen und kopierte so vortrefflich den Zufall, daß er beinahe an ihr vorbeigerannt wäre. Trotzdem er über die eigene Komödie erröten mußte, gelang es ihm doch, seinem Gesicht den Ausdruck des Staunens zu geben und die nicht wenig verlegene Klara mit den vorhin eingeübten Worten anzureden: „D, welche Ueberraschung, Ihnen hier zu begegnen, Fräulein Schulze — ist das häufiger Ihr Weg?"

„Ungefähr dreihundert Mal im Jahr," antwortete sie lächelnd, ihre Verlegenheit bekämpfend. „Sie wissen wohl gar nicht, in welcher Straße wir sind?"

Oswald gab sich den Anschein, als müsse er sich wirklich erst orientieren.

„Ah, jetzt geht mir ein Licht auf, wir befinden uns ja in unmittelbarer Nähe der Stätte, wo Sie täglich für das Wohl der heranwachsenden Jugend thätig sind. Aber entschuldigen Sie, Fräulein Klara — ich lasse Sie hier mit der schweren Mappe stehen — Sie gestatten doch?"

Und ehe eine Antwort erfolgte, hatte Oswald bereits mit sicherem Griff dem Mädchen die Mappe entwunden.

Durch den Erfolg Kühn gemacht, fuhr er fort: „Würden Sie mir vielleicht erlauben, Sie nach Hause zu begleiten?"

Zögernd erwiderte sie: „Ich glaube, Sie könnten bessere Verwendung für Ihre Zeit finden, Herr Reinecke — entschuldigen Sie — Herr Doktor, wollte ich sagen.“

„Im Gegenteil," gab er eisrig zurück, „ich preise den Zufall, der uns zusammengeführt und mir ermöglicht, Ihnen zu sagen, wie sehr ich bedauere, in so peinlicher Weise Ihr Haus verlassen zu haben.“

„Aber, Herr Doktor, was Sie in Ihrer Studentenzeit verbrochen haben, wird Sie doch jetzt nicht mehr beunruhigen.“ entgegnete sie mit leichtem Spott, indem sie den nach ihrem Hause führenden Weg einschlug.

Oswald blieb ihr zur Seite, da er sah, daß sie seine Begleitung stillschweigend duldete. — „Also Sie sind mir nicht mehr böse, Fräulein Klara?“ begann Oswald nach einigen Schritten wieder.

„Halten Sie mich wirklich für so kleinlich, daß ich Ihnen darüber lange gram sein könnte? Ich weiß ja, daß es nicht in Ihrer Absicht gelegen hat, uns zu kränken.“

„Nun denn — vergeben und vergessen?“

Klara nickte lebhaft.

„Die Hand darauf!“ Oswald streckte energisch seine Rechte vor.

„Doch nicht hier auf der Straße,“ wandte sie ein.

„Aber unterm Hausthor.“ — Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: „Närrischer Kauz!“

Einige Augenblicke schritten sie stumm neben einander her, dann nahm sie wieder das Wort. „Und was sind Ihre nächsten Ziele, Herr Doktor?“ fragte sie, „Sie bleiben doch in Berlin?“

„Ja wohl, hoffentlich für längere Zeit. Wie Sie wissen, habe ich mich in erster Linie auf die Sprachen geworfen, und da ich in mehreren Schulen als Lehrer thätig bin, außerdem als Uebersetzer bei zwei Verlegern in schmählichem Solde stehe, so habe ich vorläufig keinen Grund, Berlin zu verlassen.“

„Uns mit Spreewasser Getauften geht ja auch nichts über unser schönes Berlin.“ — Doch da sind wir bei unserem Hause angelangt; nun leben Sie wohl, Herr Doktor, besten Dank für die Begleitung.“ — Oswald seufzte.

„Nunmehr bei Ihrem Hause, Fräulein Klara, sagen Sie einmal, wer bewohnt denn jetzt eigentlich meine Stube?“



Prinz Heinrich.

Vom großen Frühjahrs-Landungsmanöver der deutschen Marine: Prinz Heinrich nimmt in Apentrade die Parade ab.

Sie sah ihn verstohlen an und sprach dann mit Betonung: „Ein sehr netter, gefetzter Herr.“

Ihn verdroß diese Antwort. „Dann nimmt er wohl auch abends am Theetisch meinen Platz ein?“ meinte er spöttlich.

„Freilich, es war ihm vor allen Dingen um Familienanschluss zu thun.“

„So? Wer ist denn, wenn ich fragen darf, dieser familienbedürftige, nette, gefetzte Herr?“

„Ein Litterat, ein feingebildeter Mann.“

Nun war es um die Ruhe Oswalds geschehen, — der feingebildete Mann fuhr ihm in die Glieder.

„Hören Sie, Fräulein Klara,“ hob er mit schlecht verhehlter Aufregung an, „ich

will niemand zu nahe treten, aber ich fühle mich doch verpflichtet, Sie ernstlich zu warnen. So einem Federhelden ist nichts heilig. Scheinbar harmlos, forscht er nach allen Ihren Verhältnissen und macht in Verbindung mit seiner Phantasie daraus den schönsten Roman zurecht. Sie wie Ihre Frau Mama beschreibt er darin bis aufs Haar, für jedermann erkenntlich, und stempelt Sie beide, je nach Bedarf, zu Engeln oder Negären.“

„Nun, Ihre Phantasie, Herr Doktor, scheint mir auch nicht zu schlafen,“ bemerkte sie lachend.

In eindringlicher Weise fuhr er fort: „Sagen Sie mir offen, wer ist der Mann — kenne ich ihn vielleicht?“

Das junge Mädchen, belustigt durch Oswalds eifersüchtige Regungen, gab gelassen zur Antwort: „Ich weiß nicht — ich glaube kaum.“

„Wie alt kann er denn sein?“

„Nun, so im besten Mannesalter,“ erwiderte sie, während es verräterisch um ihre Mundwinkel zuckte.

„Schwarz oder blond?“

„Keins von beiden.“

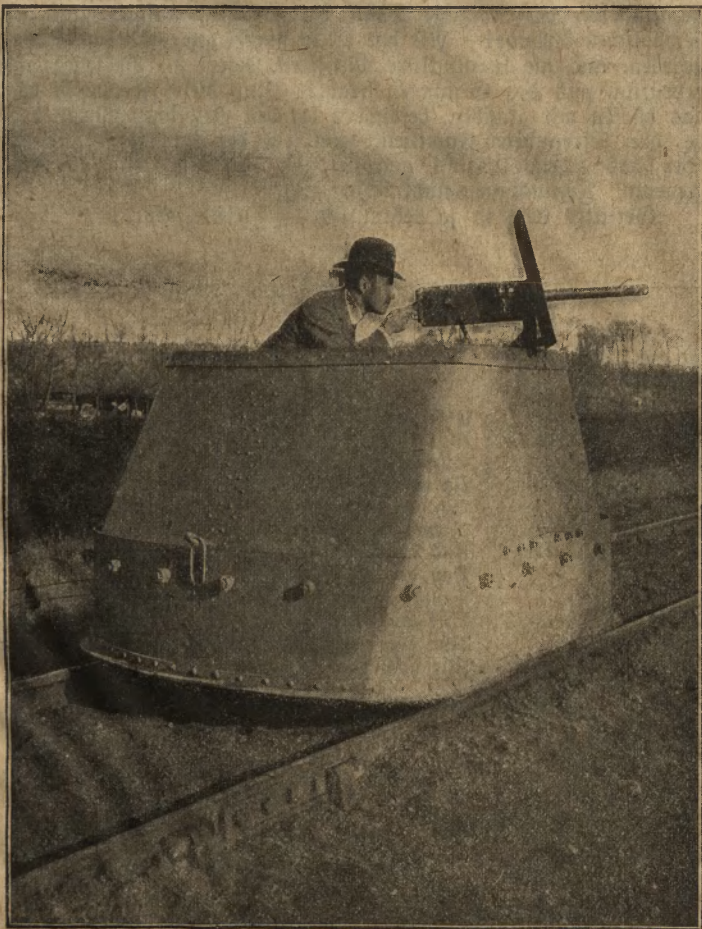
„Also braun?“

Jetzt konnte sie nicht mehr ernst bleiben und schüttelte nur unter Lachen den Kopf.

Oswald atmete auf.

„Jetzt weiß ich,“ rief er erleichtert. „es ist ein alter Herr! Sie böses Märchen wollten mich nur eifersüchtig machen.“

[Fortsetzung folgt.]



Simms Kriegsautomobil.



Herzog Albrecht von Württemberg.

—*— Drei Badereisen. —*—

[Schluß.]

Eine „wahre“ Geschichte von Friedrich Chieme.

[Nachdruck verboten.]

Herr Meier, Frau Meier und ihre drei lieblichen Töchter setzen sich unermüdet in Thätigkeit, um den ersten Teil des schlaun Feldzugsplans ebenso geschickt wie unversehrt zur Ausführung zu bringen.

Mit Auguste wird der Anfang gemacht und ihr sogar die verlockende Perspektive eröffnet, daß man sie jedenfalls auf der Reise nicht werde entbehren können, sie möge sich nur schleunigst mit ihrer Mutter in Verbindung setzen, um die Erlaubnis zu einer so weiten Fahrt rechtzeitig von ihr zu erlangen.

Auguste jubelt laut auf — der erste Triumph des schönen Gedankens des Herrn Meier.

Die übrigen Triumphe folgen: Die Bekannten und Verwandten bersten in der That vor Neid, in so zärtlichen Nachsichtsböhen sie auch ihrer Herzensfreude Ausdruck verleihen. Alles gelingt auf das Beste, Eulalia genießt während dreier Wochen die Vorbeeren ihrer Badereise im voraus. Der Dunkel trifft pünktlich ein — jetzt werden die Augen — diejenigen Augustens eingeschlossen — unter groß Wasser gesetzt. Ueberall fließen die Thränen der Resignation. Frau Eulalia ist ganz Entfagung, Geduld, Heroismus. Die unerbittliche Notwendigkeit wird einmal wieder als rettender Engel angerufen, und die Philosophie der edlen Familie gipfelt in dem Gedankensplitter, daß ein vernünftiger Mensch sein Herz nicht an die Eitelkeiten der Welt hängen soll.

Trotzdem ist Frau Eulalia untröstlich, als sie eines Morgens ihrem Gatten die Trauerbotschaft übermittelt: „Denke nur: Müllers sind gestern nach Ems abgereist — und Werners treten heute ihre Reise nach Ostende an.“

„Und wir machen zum Lohn für unsere Verzichtleistung und zur Feier des glücklichen Gelingens unseres Plans morgen einen Ausflug nach Rüdersdorf. Bereitet alles vor — der Dunkel geht auch mit!“

Im Garten eines lauschigen Waldrestaurants bei Rüdersdorf, die Augen an der wundervollen Aussicht über den Rallsee weidend, sitzt Herr Müller mit seiner Familie. Vater schmaucht schmunzelnd seine Cigarre, Mutter blättert in den „Fliegenden“, die Tochter Nr. 1 sticht, während die Tochter Nr. 2 einen Strauß von Waldblumen ordnet.

„Na, ist's hier nicht ebenso schön wie in Ems?“ fragt Herr Müller vergnügt.

„Gott, wenn man nichts Besseres haben kann“, erwidert Frau Müller resignirt.

„Besser als gar nichts — mein' ich doch auch. Ebenso schön wie Ems und billiger. Mögen Werners solche Narren sein und sich für Ostende ruinieren — ich kann's nicht. Haha, wenn die Herrschaften eine Ahnung hätten, wo wir stecken — glauben uns in Ems, hahaha.“

„Wenn uns nur niemand Bekanntes sieht —“

„Hier? Bewahre. Unsere Bekannten sind ja alle weit fort — in Seebädern, in der Schweiz, im Thüringer Walde — hahaha.“

Da treten plötzlich aus dem Walde mehrere Personen und lassen sich am Nachbartische nieder.

„Na, ist's hier nicht ebenso schön wie in Ostende?“ nimmt eine wohlbekannte Stimme das Wort. „Und Seebäder können wir auch hier haben.“

Herr Müller verfärbt sich — Frau Müller verfärbt sich — die Töchter dito nach der Anciennetät, wie es sich für wohlgezogene Kinder gebührt.

„Gütige Götter — das sind Werners!“

„Heiliger Nepomuk — da sitzen Müllers!“

Allgemeiner Stupor! Endlich fassen sich die Damen zuerst und stürzen mit wütender Freude auf einander los.

„Liebe Frau Müller — liebe Frau Werner — nein, welche Ueberraschung! Sie hier zu finden! Ist das eine Lust. Wir glaubten Sie in Ems — und Sie in Ostende, welcher glücklichen Fügung des Himmels verdanken wir das Vergnügen — Sie können sich gar nicht ausmalen, wie entzückt wir sind —“

„Ja, denken Sie nur, wie es uns ging,“ erklärt Herr Müller im Tone lauterster Aufrichtigkeit. „Oben im Begriffe, nach Ems abzureisen, kommt die Nachricht, daß mein Chef erkrankt ist. Er kann zwar im Bureau hin und wieder nach dem Rechten sehen, aber ich muß doch in der Nähe bleiben, um jeden Augenblick bei der Hand zu sein, wenn ich nötig bin.“

„Nein, solches Pech,“ versetzt Herr Werner mit einer Stimme, in der sich sein tiefstes Bedauern kund giebt. „Aber wie es uns erst ergangen ist: Noch am letzten Tage legt unser Hausarzt sein Veto gegen Ostende ein. Unsere Lina sei zu schwach, um die Seeluft vertragen zu können. Er könne die Verantwortung dafür nicht übernehmen. Für sie eigne sich am besten die Ruhe des Waldes, der stärkende Ozon der Nadelhölzer. Was nun in aller Eile thun? Kurz entschlossen fahren wir hierher — und bereuen es nun erst recht nicht, da wir so angenehme Gesellschaft getroffen haben.“

„Welcher glückliche Zufall,“ verflündet in diesem Augenblicke Frau Müller, „da kommen auch Meiers!“

Nein, welcher glückliche Zufall! Wieder geht es ans Erklären und Bedauern — ja, „was sind Pläne, was sind Entwürfe, die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde, aufbaut auf dem betrüglichen Grunde!“ Nie hat es so überzeugte, gläubige Seelen gegeben, und nie so glückliche Menschen, denen die Herzensfreude ordentlich aus den Gesichtern strahlt! Und diese Freude ist echt, das dürfen wir glauben, besonders bei den weiblichen Mitgliedern der drei befreundeten Familien, denn jede der Damen ist nun erst über das eigene Unglück getröstet, da sie weiß, daß es ihren „teueren“ Freundinnen nicht besser geht.

Geteiltes Leid ist ja bekanntlich — halbes Leid!

—*— Jugendfreundschaft. —*—

Als wir noch zwei Kinder waren, Chony, Kleine Kinder, die im Sande wühlten, hatten wir uns lieb, mein guter Chony; Ach, wie kindisch ist, was Kinder fühlen! Frag die Wärterin, die alte Frau, Die mich rief, so oft Du mich vermisst hast; Sie nur weiß, wie oft Du mich geküßt hast, Weiß es ganz genau. Meine Locken hast Du mir zerzaust, Wenn ich kam in Deines Vaters Garten, Oder wo am See die Tannen knarnten Winddurchsaust.

Als wir wuchsen, groß und größer, Chony, Ich ein braunes Mädchen, arm und stille — Ach, wie schön Du warst, mein guter Chony! Und Du bleibst mir gut — so war's Dein Wille. Schüchtern mied ich Euer weißes Schloß, Doch Du kamst zur Wiese mit mir plaudern; Niemand fragt' ich, was mit süßem Schaudern Durch das Herz mir floß. Manches, was mich freute brachtest Du; Und Du warst im Kahn noch oft mein Ferge. Wenn das Abendrot am nackten Berge Ging zur Ruh.

Und dann zogst Du in die ferne Chony, Und Du kamst als unser Herr zurücke. Einsam bin ich nun, mein guter Chony, Da mich fremd vermeiden Deine Blicke. Ach, das Spielen hab' ich längst verlernt! Niemand liebt mich, und ich liebe Keinen, Und ich lern' auch ungetröstet weinen, Von der Welt entfernt. Schlafend ruht der Kahn in Schilf und Rohr; Nur der Wind zerzaust mir noch die Locken, Nur der Bergbach plaudert ohne Stocken Mir noch vor.

In vergangener Nacht, da träumt ich, Chony. Sinnend saß ich an dem See und strickte, Und wir waren jung, mein guter Chony, Und Du kamst, wie ich Dich oft erblickte: Mylord war bei Dir, Dein schwarzer Hund; Pflanzen sammeln warst Du, Falter jagen, Zeigtest mir voll Blumen, aufgeschlagen, Deine Büchse rund. „Nimm die schönste, Jenny!“ sprachst Du drauf: 's war ein gift'ger Fingerhut, doch prächtig, Und weil's Herz mir schlug so übermächtig — Wacht' ich auf.

Victor Blüthgen.

Lucie Raven.

Roman von Ferd. Gruner.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Eine halbe Stunde verfloß wieder in dumpfem Schweigen, schon sah man die etwas lichterem Partien der Felder und Wiesen matt durch die Bäume schimmern, da warf sich der alte Reitknecht plötzlich seitwärts in ein niedriges Gebüsch,

leiteten und, die Zweige des Gebüsches hinwegreichend, in das selbe eindringen. Auf dem feuchten, nadelbestreuten Waldboden, das Haupt an das kaum armstarke Stämmchen einer jungen Birke gelehnt, die inmitten des Gebüsches ihr kümmerliches Dasein



Der erste Schritt. Nach einem Gemälde von Georg Jakobides.

[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

knapp am sogenannten „Kirchwege,“ der durch den Brettgrund führte, an einem schmalen, aber wasserreichen Bächlein. Hochklopfenden Herzens blieben die Andern stehen, aber da tönte schon des alten Johanns tiefe Stimme: „Hierher!“

Den Meisten zitterten die Knie, als sie dem Rufe Folge

fristete, lag der Gutsherr, und alles Leben schien aus der starken muskulösen Gestalt entflohen: grau, erdfahl die Wangen, die Haare weit in die Stirn hereinhängend, die Augen halb geschlossen, einen starren, entsetzten Ausdruck in denselben, als hätten sie eben etwas Furchterliches gesehen; die eine Hand fest

auf die Brust gepreßt, von Blut überströmt, Hemd, Weste und Beinkleider rot gefärbt, die andere Hand gekrümmt, den Arm halb ausgestreckt, abwehrend und erfassend. Das zitternde Licht der Fackeln spielte auf dem Gesichte des Leblosen, und ein leiser Windstoß, der über den Wald dahinzog, schüttelte ein paar Tropfen aus den Blättern des jungen Birkleins dem Gutsherrn auf die Wangen — Thränen . . .

Kein Wort kam über die Lippen der Knechte, die da sich niederbeugten über ihren toten Herrn, aber schwerer rang sich der Atem aus dem Halse, und mancher tiefe schluchzende Ton klang dazwischen.

Der alte Johann mußte zu handeln. Als der erste Eindruck des schrecklichen Anblickes überwunden war, kniete er neben dem Gutsherrn nieder, und während er den Einen hieß, Wasser aus dem Bächlein zu schöpfen, neigte er sein Ohr dicht an das Herz des Liegenden. Aber wie er auch hinhörte, kein nach so schwaches Klopfen kündete an, daß Leben in dem Körper sei. Dann schüttete er Wasser über das Gesicht, denn noch immer konnte er das Entsetzliche nicht glauben, und es schien ihm, als hätten sich die Augenwimpern leise dabei bewegt. Die rüstigen Hände der Knechte bildeten in kurzer Zeit aus zwei Stämmchen, über die sie keifig und ihre Köpfe breiteten, eine Bahre, auf welche sie sorglich ihren Herrn legten.

Der Reitknecht eilte dem traurigen Transporte voraus. Aber seine Füße wollten ihm fast den Dienst versagen, als er in das hellerleuchtete Zimmer seines Herrn trat. Aus dem Sessel am Schreibtische erhob sich die schlanke Gestalt Lucies, über deren Wangen Gluthröthe und Totenblässe jagten.

„Was ist's, Johann, bringt Ihr ihn?“ fragte sie den Diener, dem die zitternde Stimme tief ins Herz schnitt.

„Ja, wir bringen ihn.“

„Wie bringt Ihr ihn, was fehlt ihm, was ist mit Papa?“ So stürmte es in ängstlicher Hast von des jungen Mädchens Lippen.

Der Alte schwieg eine Weile.

„Rede!“

„Gnädiges Fräulein, der gnädige Herr — ist — — ist — —“

„Tot?“ Mit weit aufgerissenen Augen sah sie ihn an. „Rede doch!“ schrie sie.

Und der Alte schwieg.

Da schlug das junge Mädchen die Hände vors Gesicht und niederstehend in den Sessel weinte sie, daß dem Alten sich wieder die Thränen in die Augen stahlen und er mit ungelenktem Troste den verzweifeltsten Schmerz zu beruhigen suchte.

„Vielleicht ist er noch nicht tot, denn als ich ihm das Gesicht mit Wasser neigte, schien es mir, als ob er die Augen bewege. — Jetzt kommen sie, gnädiges Fräulein!“ fügte er hinzu, als man das schwere Hausthor draußen vorsichtig öffnen und leise sprechende Stimmen hörte.

Lucie eilte hinaus, und nachdem sie einige Minuten angesichts des Vaters ihrem Schmerze freien Lauf gelassen, ihm die Lippen geküßt, befahl sie den Knechten, den Gutsherrn in ihr Zimmer zu tragen, woselbst sie ihn mit Hilfe der Dienstmägde entkleidete und zu Bette brachte, denn auch sie hoffte, daß vielleicht doch noch ein Funken Lebens in diesem teuren Körper wohne, den unermüdlige Sorgfalt zu neuer Kraft entsachen könnte.

Der alte Reitknecht hatte sich auf sein Pferd geworfen und, ein anderes am Zügel führend, sprengte er in tollem Jagen der Stadt zu, um den alten Hausarzt, Dr. Bollant, herbeizurufen.

Der alte Herr, den er mitten aus dem Schlafe heraustrummelte, war auch sogleich dazu bereit, und kaum hatten die Pferde ein paar Minuten verschnauft, so ging es wieder in gestrecktem Galopp über die nächtlich-düstere Landstraße, dem Gutshofe zu. Es war ein Glück, daß Dr. Bollant, als früherer Kavallerie-Regimentsarzt, ein sicherer Reiter war, sonst hätte er bei diesem stürmischen Ritte sein Leben riskiert. Denn der Reitknecht feuerte die Pferde immer von neuem zur Eile an, so daß der Arzt kaum Zeit fand, sich über die näheren Umstände des fürchterlichen Vorfalles zu unterrichten.

Die Pferde dampften, und schnaubend zogen sie durch die Nüstern den Atem ein, als das Herrenhaus erreicht war und der alte Johann dem Arzte aus dem Sattel half. Schweigend geleitete er ihn über die Stiegen in das mait erhellte Zimmer Lucies zu dem Bette, in welchem der Gutsherr lag. Dessen Wangen waren womöglich noch gelblicher geworden, und der starre Zug des Entsetzens stach von dem hellen Weiß der Rissen noch mehr ab. Schweigend drückte der Arzt Lucie die Hand, deren rotgeweinete große Augen in banger Angst sich auf ihn richteten, als er sich nun zu dem Gutsherrn niederbeugte, die Hand auf seine Schläfe legte, die fast geschlossenen Augenlider etwas hob und dann die Wunde untersuchte. Unendlich vorsichtig ging er dabei zu Werke und eingehend prüfte er die Wunde

in der linken Brust, deren Blutverlust ein sehr starker gewesen sein mußte.

„Ein Schuß!“ murmelte er, als er mit Hilfe des alten Josefs den Schloßbesitzer auf die Seite gelegt und die kleine schwarzgeränderte Oeffnung im Rücken untersucht hatte. „Ein Schuß, und zwar ein heimtückischer, meuchlerischer. Hinterücks wurde Herr Rawen niedergeschossen.“ Ingrimig bligte es dabei über sein verwirrtes Soldatengesicht. „Erbärmlich, ein solches Leben . . .“ Seine Worte erstarben in ein unverständliches Murmeln.

Als er endlich den Verband angelegt hatte, hob er seinen weißhaarigen Kopf, und mit schmerzlichem Bedauern Lucie, die klopfenden Herzens am Bettrande stand, die Hand reichend, sagte er: „Noch ist nicht alles Leben erloschen. Schwach regt sich noch das Herz, aber . . . es ist meine Pflicht, es Ihnen zu sagen, gnädiges Fräulein, wie schwer es mir auch hier gerade wird, menschliche Kunst vermag schwerlich zu helfen. Der Mörder hat zu gut gezielt. Seien Sie stark, um dieses grausame Geschick zu ertragen!“

Ein heißer Thränenquell floß aus den Augen Lucies, und brünstig küßte sie wieder und wieder die kalten blutleeren Lippen des Vaters, als wollte sie ihm Leben einhauchen, damit er einmal noch die Augen öffne, ihr einen Blick schenke.

Und — war es die suggestive Gewalt dieses elementaren Schmerzes, war es der Klang der lieben Stimme? — Die Wimpern des schon halb Verschiedenen bewegten sich langsam und die Lippen zuckten. Der rasch herbeigekretene Arzt schob das Kissen ein wenig tiefer unter den Kopf und strich mit der Hand leise über die Schläfe des Gutsherrn. Stockend, kaum fühlbar klopfte der Puls. Es war das letzte Aufblähen vor dem Erlöschen.

Eine Weile ließ der Arzt Lucie gewähren, die den Vater mit den zärtlichsten Rosenamen rief, dann fuhr's ihm plötzlich durch den Sinn, jetzt war vielleicht der Augenblick, zu erfahren, wer dieses Menschenleben meuchlerisch gefällt. Eindringlich redete er auf den Sterbenden ein, der ihn mit starren Augen ansah. Aber er schien ihn nicht zu verstehen, nichts deutete darauf. Der Glanz in seinen Augen erstarb, der Kopf fiel ihm tiefer auf die Brust . . . da öffnete er noch einmal die Lider, und den Blick Lucies suchend, lallte er: „Max!“

Dr. Bollant näherte die Lippen seinem Gesichte und in furchtbarer Erregung fragte er: „War er der Mörder, er?“ — Aber keine Antwort ward ihm zu teil, die Augen schlossen sich und der Mund blieb stumm — für immer.

Ueber Lucies Gesicht hatte sich bei dem einzigen Worte, das der Gutsherr noch gesprochen, ein Zug gelegt, der Entsetzen, Angst und Kummer ausdrückte. Schier unheimlich blickten ihre Augen, die sich weit geöffnet hatten, aber keine Thränen linderten den Schmerz. Bewegungelos kniete sie am Bettrande, die Hände krampfhaft ineinander gefaltet. Sie hörte die milden Worte des Arztes nicht, und mit Gewalt mußte sie dieser emporziehen und in das Nebenzimmer führen, wo sie sich hilflos in einen Sessel niederkauerte.

„Gnädiges Fräulein, verzweifeln Sie nicht! Nun gilt es, den Mörder Ihres Herrn Papa ausfindig zu machen,“ sagte er; „hoffen wir, daß er der menschlichen Gerechtigkeit nicht entgehe!“

„Aber wo sollte er zu finden sein?“ fragte Lucie, und scheu-ängstlich hasteten ihre Augen an des Arztes Gesicht.

Dessen Züge verfinsterten sich. „Man wird ihn zu finden wissen, und vielleicht giebt das letzte Wort des Herrn Rawen einen Anhaltspunkt hierfür.“

Da erhob sich Lucie jäh aus dem Sessel, und dicht an den Arzt herantretend, sagte sie mit zitternder Stimme: „Herr Doktor, Papa nannte nur einen Namen, den Namen meines Bruders Max, weil er ihn um sich sehen, weil er ihm vielleicht manches verzeihen wollte, das er ihm bisher nicht verzeihen. Und Sie, Doktor, wollten dieses Wort, das nur die Liebe diktiert, in einem anderen Sinne deuten?“ Tödtliche Angst jagte über ihr Gesicht, sie schrie dabei fast auf.

„Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Dr. Bollant milder und berührte leise ihren zitternden Arm. „Ich wollte nichts gesagt haben, aber ich fürchte, daß man dem Worte eine andere Deutung geben wird, als Sie es thun und wie ich es wünsche.“

„Das wäre entsetzlich, fürchterlich, ein neuerlicher Mord!“ flüsterte Lucie und sank zurück in ihren Sessel. „Aber das ist ja unmöglich, das kann ja nicht sein! . . .“ Sie weinte bitterlich vor sich hin.

Ueber das verwirrte Gesicht des alten Arztes ging ein trübes Lächeln. Er bereute jetzt fast, den Versuch gemacht zu haben, dem Sterbenden die Mitteilung abzurufen, wer sein Mörder gewesen sei. Dieses kleine Wörtchen von der fallenden Lippe des Sterbenden, es vernichtete vielleicht ein Menschenleben.

War zwischen der Frage des Arztes nach dem Mörder und diesem Namen irgend ein Zusammenhang? War es die Antwort darauf? Oder war es der sehnende Ruf des Vaters nach seinem Stiefkinde? War es eine Anklage, oder sprach's Verzeihung aus? — — —

3.

Und noch ein neuer schwerer Schlag brach über Schloß Rawen herein. Die entsetzlichen, so jäh aufeinander folgenden Ereignisse waren für die angegriffenen Nerven der Gutsherrin zu viel, sie drückten sie nieder, und ein hitziges Nervenfieber warf sie in jener Nacht auf's Krankenlager, als sie den Gatten in starrer Todesruhe auf Lucies Lager hingestreckt sah.

Die schwachen, jungen Schultern Lucies hatten viel, sehr viel zu ertragen. Wenigstens ein Trost war es in dieser schrecklichen Zeit, die ihr frohes Herz mit den bittersten Klümmernissen des Lebens anfüllte, daß ihr Halbbruder Max, der in dem nur wenige Bahnstunden entfernten Dresden als Bildhauer wohnte, auf ihre telegraphische Meldung sofort herbeigeeilt kam, vergessend, was ihn von dem Toten getrennt.

Max Horward war der Sohn der Witwe Horward, mit welcher Alfred Rawen, Lucies Vater, in erster Ehe vermählt war. Sie war die Witwe eines reichen älteren Bankiers gewesen, der kurz nach der Geburt des Knaben gestorben war. Maxens Mutter war wenige Jahre, nachdem Rawen dieses prächtige Gut erworben, einer tödtlichen Krankheit erlegen, worauf nach mehrjähriger Trauerzeit Rawen seine zweite Frau Hanna heimführte.

Der muntere Junge sollte unter strenge Zucht gebracht werden, und so übergab ihn der Stiefvater einem hervorragenden Erziehungsinstitute. Max wuchs heran, die meiste Zeit fern von dem Gute seines Stiefvaters weiland, dort fast nur die Ferienmonate verbringend. Trotz der strengen Regeln des Institutes blieb er ein toller Junge, dem die Freiheit über alles ging. Er schüttelte daher auch lachend den Kopf mit dem mädchenhaft hübschen Gesichte, als ihn Herr Rawen seinen Herzenswunsch wissen ließ, daß er Offizier werden möge. „Nein, Papa,“ sagte er und wurde einen Augenblick ernst, „ich passe nicht zum Habt-Achtstehen und Kommandieren. Ich würde es nicht übers Herz bringen, mit den armen Soldaten so streng und grausam zu sein, wie der Dienst es vorschreibt. Vasse mich das werden, was Du bist, ein Landwirt, ein Gutsbesitzer! Aber freilich,“ fügte er lachend hinzu, „das könnte ich auch nicht werden; denn ich glaube, es würde mir auf die Dauer zu langweilig werden, meinen eigenen Kohl zu bauen. Doch für die Kunst trage ich ehrliche Begeisterung in mir. Ein Maler, ein Bildhauer möcht' ich werden, ein freier Mann, den es nicht schert, wenn draußen Wind und Wetter ziehen, der aus dem Inneren schafft!“

Streng hatte der Gutsbesitzer erst auf den unfolgsamen Stiefsohn niedergeblickt, der so jung schon seines eigenen Weges gehen wollte, aber allmählich zog es milder über sein sorgengeführtes Gesicht; er war in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Kunstfreund gewesen, und noch in die spätere Lebenszeit hatte er sich einen Funken dieses Empfindens hinübergerettet. Es war daher auch nur ein schwacher Widerstand, den er Maxens Plänen entgegensetzte, der endlich, jubelnder Begeisterung voll, nach

München ging, um dort ein Jünger der Kunst zu werden. Zwei Jahre lang pflegte er das Studium aufs Eifrigste, und mancher kleine Erfolg, den er in dieser kurzen Zeit schon errang, verhieß ihm eine freundliche Zukunft. Den Sommer über weilte er auf Schloß Rawen, und es war ein eigenartig zartes Verhältnis, das zwischen Max und Lucie herrschte. Mit ritterlicher Galanterie behandelte der junge Bildhauer sein blondes Schwesterlein, wie er es kosend nannte, und dieses hing mit warmer Liebe an dem sechs Jahre älteren Halbbruder, der mit seiner schlanken hochgewachsenen Gestalt, dem schwarzen krausen Haar und den sinnenden Künfleraugen ihr als der Inbegriff jung-stolzer Männlichkeit erschien.

Im dritten Jahre aber, als Max in München weilte, geriet er in leichtfertige Gesellschaft. Die Eltern merkten es erst aus den Briefen, die nicht wie sonst von seinem warmen Empfinden für die Kunst erzählten, sondern immer nur die Vergnügungen registrierten, an welchen er teilgenommen und welche in Aussicht standen. Dann kamen die Forderungen nach Geld. Die Beträge, welche Max sich erbat, wurden immer größer, die Intervalle, in welchen er deren bedurfte, immer kleiner. Es war ein ädes entnervendes Sinnenleben, dem der junge Bildhauer sich hingab und das schließlich zu seinem Ruin führen mußte. Wohl hatte Rawen Maxens Mutter auf dem Sterbebette die Versicherung gegeben, diesen nach eigenem Ermessen einen Lebensberuf wählen zu lassen, und ihm überhaupt möglichste Freiheit zu gewähren, hier aber durfte und konnte er nicht länger unthätig zusehen. Die schriftlichen Ermahnungen blieben erfolglos, aber auch eine persönliche Reise, die Rawen nach München unternahm, übte nur durch kurze Zeit auf Max eine vorteilhafte Wirkung aus. Immer wieder geriet der junge Mann, der ein allzu empfindsames, lenkbares Herz hatte, in die Fallstricke nichtswürdiger Kreaturen, die seine Harmlosigkeit und seinen Leichtsinns ausbeuteten und ihn nimmer tiefer hineinrissen in den Pöhl.

So kam er eines Tages in einem Mietswagen in rasendem Tempo vor dem Schlosse angefahren, das er durch mehr als ein Jahr nicht besucht hatte. Sein einst lachendes, vom Hauche kraftvoller Jugend verschöntes Gesicht war bleich, von Leidenschaften zerrissen, und unordentlich hing ihm das schwarze lange Haar tief in die Stirn.

Ohne ein Wort der Frage begab er sich unberzüglich in das Arbeitskabinett seines Vaters. Was dort die Beiden miteinander verhandelten, vernahm man später erst aus den abgerissenen Aeußerungen des Gutsbesitzers, der an dem Tage nach jenem Besuche Spuren außerordentlicher Erregtheit in seinen Mienen aufwies. Max war zum Spieler geworden, und in einer tollen Nacht, nach einem wüsten Champagnergelage, hatte er eine hohe, für ihn unerschwingliche Summe verspielt. Wenn er das Geld nicht hätte bis zum Abende des nächsten Tages, so müsse er sich eine Kugel durch den Kopf jagen, hatte er gesagt. Und nach einer Szene, die Rawen noch monatelang in den Gliedern nachzitterte, hatte ihm dieser die genannte Summe, den Rest seines mütterlichen Erbschafts, ausgefolgt, ihn aber für immer von seiner Schwelle gewiesen.

Frau Rawen, die für Max nie jene mütterliche Sorgfalt gezeigt hatte, deren Fehlen dem weichen Kinderherz so weh thut, fand sich leicht damit ab. (Fortsetzung folgt.)

* Allerlei. *

Einem heiteren Zwischenfall von der Reise des englischen Thronfolgers erzählt ein Pariser Blatt: Die Fahrt über den Indischen Ozean, die gewöhnlich von einer Eintönigkeit zum Bervweifel ist, scheint am Bord des „Daphn“ ausgelassen lustig gewesen zu sein. Man tanzte alle Abende auf der Brücke und während des Tages zeichneten einige, andere spielten Karten. Der Herzog von Cornwall arbeitete an der Vorbereitung seiner „Speech“ für Australien, und die Herzogin photographiert mit Vorliebe „erlebte Szenen“. Eines Tages, so erzählt man sich, drückte sie den Wunsch aus, einen jungen Schiffsjungen in dem Augenblick zu photographieren, in dem er in das Takelwerk emporklettern. Sie bemerkte einen Matrosen auf der Brücke und bat ihn, den kleinen Mann zu holen, der sich irgendwo im Schiffsraum verborgen hatte. . . . Nach ziemlich langem Warten kam der Mann allein und sehr verlegen zurück. „Was hast Du mit dem Schiffsjungen gemacht?“ sagte die ungeduldige Herzogin. „Er kann dem Wunsche Ihrer Königlichen Hoheit nicht entsprechen.“ „Wie das, warum?“ . . . „Er ist beschäftigt.“ . . . „Ich lasse nicht gelten, daß eine Beschäftigung ihn verhindern kann, meinen Befehlen zu gehorchen. Was thut er?“ Der Matrose wurde rot wie eine Tomate, mußte nicht mehr, welchen Heiligen er anrufen sollte und stammelte: . . . „Er ist feckant!“

Was Reliquien von berühmten Leuten wert sind, das zeigte sich in einer Auktion, die eben bei Stevens in London stattgefunden hat. Das größte Interesse unter den sehr verschiedenartigen Gegenständen erregte ein Bild, das die verstorbene Königin Viktoria als zwölfjährige Prinzessin für einen Bazar in Burlington House gemalt hatte; es stellte eine alte Dame, in einem Stuhle sitzend, dar. Das

Bild brachte nicht weniger als 950 Mk. Ein Paar weiße Handschuhe, die ebenfalls der Königin Viktoria gehört hatten, wurden für 14 Mk. verkauft, und zwei Stücke Hochzeitskuchen von ihrer Hochzeit brachten 56 Mk. Ein alter Krug, der früher im Besitz Lord Nelsons war, erzielte 95 Mk., eine Locke aus seinem Haar, die aus der Zeit stammt, als er zehn Jahre alt war, 40 Mk. Sir Walter Scotts Tintenflasche brachte es auf 80 Mk., Napoleons Rohrjessel, den Mr. Darling im Jahre 1821 in Longwood gekauft hatte, wurde für 45 Mk. losgeschlagen, eine Locke aus seinem Haar in einem goldenen Medaillon, die aus St. Helena mitgebracht, wurde für 100 Mk., während eine Locke von Wellingtons Haar nur 20 Mk. brachte und auch das Barthaar Georgs III. nicht höher eingeschätzt wurde. In derselben Auktion gelangten auch eine Anzahl Kuriositäten aus Peking und Südafrika zum Verkauf, zum Teil zu recht ansehnlichen Preisen. So brachten Zobelrobe und Futter eines Mandarinenkleides 600 Mk., ein chinesisches Seidenrock, mit dem Drachen mit fünf Krallen bestickt, 430 Mk., ein königliches offizielles Empfangskleid, in Gold gestickt mit dem fünfkräftigen Drachen, und ein dazu passender Hut mit Zobelbesatz 430 Mk., ein Paar karmoisinrote Atlaswandbekleidungen, mit chinesischen Emblemen bestickt, 387 Mk., ein Kleid aus buntelarmoisinfarbenem Atlas mit dem kaiserlichen Drachen 300 Mk.

Ein reizendes Wort des Märchendichters Andersen erzählt Pierre Bérón in seinen Memoiren. Andersen war aus Dänemark nach Paris gekommen, wo es ihm so gut gefiel, daß der Philosoph Victor Cousin ihn eines Tages fragte: „Hätten Sie nicht Lust, ganz bei uns zu bleiben? Es muß doch ein recht trauriges Leben sein in Ihrer Heimat.“ Andersen seufzte, schüttelte aber den Kopf und sagte: „Nicht man seine Mutter weniger, wenn sie häßlich ist?“

Unsere Bilder.

Die diesjährigen Marine-Frühjahrsmanöver spielten sich unter der persönlichen Leitung des Prinzen Heinrich in der Bucht von Apenrade ab. Letztere ist etwa 11 Kilometer breit und 3 Kilometer tief. Es handelte sich um ein großes Landungsmanöver, das hier auszuführen war und, wie erinnerlich sein wird, von dem Geschwader auch glücklich bewerkstelligt ward. Im Anschluß hieran nahm Prinz Heinrich in Apenrade eine Parade über die Marinetruppen ab.

An Stelle des zum württembergischen Kriegsminister berufenen Generals von Schnürlein ist Herzog Albrecht von Württemberg zum Kommandeur der 26. Division in Stuttgart ernannt worden. Als Sohn des Herzogs Philipp und seiner Gemahlin Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich, am 23. Dezember 1865 geboren, wurde er am 28. August 1883 als Leutnant à la suite des 19. Ulanen-Regiments angestellt, am 1. September 1885 in das Regiment einrangiert und am 9. Juni 1888 zum Oberleutnant befördert. Am 18. Januar 1890 wurde er Hauptmann im 119. Grenadier-Regiment, nach einjähriger Dienstleistung bei diesem Regiment aber wieder zum 19. Ulanen-Regiment versetzt, bei dem er Eskadronchef wurde und im Januar 1893 zum Major aufrückte. 1895 wurde er etatsmäßiger Stabsoffizier im 26. Dragoner-Regiment und im April 1896 Oberst und Kommandeur des 119. Grenadier-Regiments in Stuttgart. Am 10. September 1898 trat er unter Beförderung zum Generalmajor an die Spitze der 4. Garde-Kavalleriebrigade in Potsdam. Kurz nach den vorjährigen Kaisermandüvern, bei denen er eine Infanteriedivision befehligte, wurde er zum Kommandeur der 51. Infanteriebrigade in Stuttgart ernannt.

Es ist wahrscheinlich, daß das Automobil in einem Zukunftskrieg eine ebenso wichtige Rolle spielen wird wie der Feldtelegraph, die Feldbahn, der Luftballon oder das Fahrrad. Der Engländer F. R. Simms, den schon seit längerer Zeit das Problem eines Kriegsautomobils beschäftigt, hat jetzt ein Fahrzeug herstellen lassen, das in seinem Prinzip als kriegstüchtig gelten darf. Es ist, wie unsere Abbildung zeigt, ein auf Schienen laufendes, gepanzertes Fahrzeug, das mit einem kleinen Maximgeschütz ausgerüstet ist. Für die Stabilität des Fahrzeuges sorgt die günstige Lage des Schwerpunktes, denn alle Teile der Mechanik sind sehr tief, d. h. 60 Zentimeter von der Erde entfernt gelagert. Ein Mantel aus Bessmerstahl umschließt das ganze Gefährt und macht es unberleßbar gegen Gewehrschüsse. Die ganze Last ruht auf Spiralfedern, die den Zweck haben, etwaige Erschütterungen zu verhindern. Der Antrieb erfolgt durch einen siebenpferdigen wassergekühlten Benzinmotor mit magnetischer Zündung nach dem System Simms. Das Automobil kann man mit drei verschiedenen Schnelligkeiten laufen lassen, deren größte 30 englische Meilen in der Stunde beträgt. Die Dimensionen des Gefährtes sind: 7 Fuß lang, 5 Fuß 6 Zoll breit und 4 Fuß hoch. Das Totalgewicht einschließlich der Armatur beträgt 1400 Kilogramm.

Nachtsch.

1. Skatenaufgabe.



Auf obige Karten paßt Mittelhand, und da auch Hinterhand paßt, erklärt Vorhand Ransch, den Mittelhand mit sämtlichen Stichen fängt. Ws liegt nicht im Stas; Vorhand hat 14 Augen weniger in den Karten als Hinterhand. Wie waren die Karten verteilt und wie wurde gespielt?

2. Silbenrätsel.

a de den di dot en go gre he ka leb lo ma mud ne nit ost
psi rad re rham ro ro sa tal to un us vi

Aus vorstehenden Silben sollen zehn Worte gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen je den Namen eines deutschen Dichters ergeben. Die zehn Worte bedeuten: 1. einen alttestamentlichen Rundschaffer, 2. einen italienischen Wallfahrtsort, 3. eine Stadt in Ungarn, 4. eine deutsche Oper, 5. einen Ort in der Schweiz, 6. einen deutschen Schriftsteller, 7. einen ägyptischen König, 8. ein Seebad, 9. ein Religionsbuch, 10. einen griechischen Historiker.

3. Rätsel.

Es dringt durch dunkle Wälder
Die Eins oft mit Gewalt,
Und trüber wird's und kälter,
Wo ihre Stimmi' erschallt.

Mit Zwei und Drei zu schmücken
So manche sich begehrt,
Doch kann's nicht allen glücken,
Und vielen bleibt's verwehrt.

In hellem Erzesglanze
Bot Schutz vor der Gefahr
In heißem Kampf das Ganze
Dereinst den Rittern dar.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Richtiger Anfang macht richtigen Ausgang.
2. Wallenstein, Zeene, Engadin, Guben, Erato, Weiser, Oskar, Niobe, Neusals, Engano, Ninos. — Wie gewonnen, so zerronnen.
3. Weiber, Weibe.

Luftiges.

Hausherrnlogik.



Ostpreussisches Ballgespräch.

Er: „Freileinchen, wann die Geschichte von der Seelenwanderung wahr wäre, was mechten Sie denn wohl sein?“

Sie: „Au, e Schwan.“

Er: „Je, je, nein, Freileinchen, erbarmen Sie sich, den ganzen Tag mit'm Bauch im kalten Wasser liegen!“

Richtige Auslegung.

Lehrer (bei Erklärung der Sprichwörter): „Wie ist das zu verstehen, Max: Eine Hand wäscht die andere?“

Max (nach einigem Besinnen): „Daß beide Hände schmutzig sind!“

Schön gesagt.

Fremder: „Die gnädige Frau ist also nicht zu sprechen, weil der Porträtmaler da ist?“

Jose: „Jawohl, die wird gerade auf die Leinwand geworfen.“

Gelehrten-Dilemma.

Alttertumsforscher: „Merkwürdig, merkwürdig, wie doch die Zahlen immer mehr und mehr meinem alten Kopf entschlüpfen! Jetzt weiß ich wirklich nicht: ist heute mein Geburtstag oder mein Sterbetag!“

Wohnpartei: „Der letzte Kachelofen in meinem Zimmer ist zusammengestürzt und da wollen Sie mich noch im Zinse steigern?“

Hausherr: „Wundern Sie sich nicht! Rechnen Sie nur, was Sie bei dem heurigen strengen Winter für Brennmaterial erspart haben.“

Der kleine Schlangkopf.

Lehrer: „Woran erkennt man wohl am besten den Gefrierpunkt?“

Schüler: „An der Nasenspitze, Herr Lehrer.“

Eine ungeratene Tochter.

Barbier: „... Was für ein Unglück ich mit meiner Emma hab! Verliebt sich das Mädchen in einen Menschen, der — sich selbst rasiert!“

Gutes Zeichen.

„Wie geht's denn Ihrem Sohn?“

„Anscheinend vorzüglich: Der letzte Brief, den er schrieb, war sogar — frankiert!“

Ja so!

A.: „Du, der Professor hat sich nun wirklich mit Fräulein Laura verlobt — hat also nun doch sein Herz entdeckt?“

B.: „Ne, aber ihren Erbbonkel.“

Splitter.

Es giebt Menschen, denen das Leben wie ein endloser Acher-mittwoch erscheint, da sie dies aber immer nur dann erkennen, wenn sie nüchtern sind, so betrinken sie sich gleich wieder.